

Max Daetwyler – Der Friedensapostel
Mit der weißen Fahne um die Welt

Stephan Bosch

Erste Auflage Frühling 2007
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2007 by rüffer&rüb Sachbuchverlag, Zürich
info@ruefferundrub.ch
www.ruefferundrub.ch

Druck: WS Bookwell Oy, Finnland

ISBN: 978-3-907625-33-0

1. Der erste Dienstverweigerer

Im Sommer 1914 wurden die wehrtüchtigen Männer Europas zu den Waffen gerufen; mit patriotischer Begeisterung folgten die Soldaten den Fahnen ihrer Regimenter – endlich Krieg! Die Massen bejubelten den Auszug der Truppen ins Feld; viele Frauen warfen den ausrückenden Wehrmännern Blumen zu. Lachend und scherzend, als ginge es in die Sommerfrische, bestiegen die Soldaten die Züge, die sie an die Front transportierten. »Die Bevölkerung wurde vom Kriegsfieber gepackt«, schrieb der britische Premierminister David Lloyd George, »in sämtlichen Hauptstädten schrie sie nach dem Sieg.«

In einem wahren Taumel gegenseitiger Kriegserklärungen hatte sich das Verhängnis von Vernichtung und Tod angebahnt. Am 28. Juli erklärte Österreich-Ungarn Serbien den Krieg, zwei Tage später machte Rußland mobil. Anlaß für die österreichische Kriegserklärung war das tödliche Attentat eines serbischen Nationalisten auf das österreichische Thronfolgerpaar in Sarajewo. Am 1. August verkündete Kaiser Wilhelm II., daß sich das Reich mit Rußland im Krieg befände, am 3. August erteilte Frankreich das gleiche Schicksal. Einen Tag später trat England mit einer Kriegserklärung an Deutschland in den Ersten Weltkrieg ein, weil deutsche Truppen – ungeachtet der Neutralität – in Belgien einmarschiert waren. Am 6. August erfolgte die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Rußland. Kaum ein Tag verging, an dem nicht ein Land einem anderen den Krieg erklärte.

Die weltumspannende Katastrophe war nicht mehr abzuwenden; neue Kriegstechnologien trugen zum Massensterben bei: Schon 1914 setzte sich der Gebrauch der Handgranate durch. Flugzeuge dienten nicht mehr nur der Aufklärung, Soldaten feuerten nun auch aus der

Luft mit Maschinengewehren und warfen Bomben ab. 1915 versprühten die Deutschen bei Ypern zum ersten Mal Giftgas, woran 5000 alliierte Soldaten erstickten. Die Engländer ließen ab 1916 Tanks anrollen, »Big Willies« genannt; sie sollten vor MG-Beschuß schützen. Im Laufe des Kriegs erhöhte sich laufend die Feuerkraft der Artillerien, was zu entsprechend höheren Opferzahlen führte. Bei Kriegsende 1918 hatten rund 15 Millionen Menschen ihr Leben verloren, die beteiligten Länder waren verschuldet, die Währungen erschüttert, der Weltmarkt vernichtet.

Im Sommer 1914 fand sich die Schweiz von kriegführenden Nachbarländern umgeben. Am 31. Juli ordnete der Bundesrat deshalb die Mobilmachung der gesamten Armee an. 250 000 Soldaten wurden aufgeboten, um die Grenzen des Landes und seine Neutralität zu verteidigen. In den Gemeinden läuteten Sturmglocken die Mobilmachung ein. Ein Bericht auf der Frontseite der Berner Zeitung »Der Bund« über die Vereidigung der Truppen endete mit den Sätzen: »Einer für alle, alle für einen! Unserer wackeren Feldarmee aber rufen wir auf ihrem Marsche an die Grenze aus tiefster Seele unsere Glückwünsche zu. Das Herz des ganzen Volkes ist bei den Fahnen.« Alle Seiten glaubten, daß der Krieg nur von kurzer Dauer sein würde; das sollte sich bald als schwerer Irrtum herausstellen. Schon wenige Wochen nach Kriegsausbruch erstarrte die Front in einem zermürbenden Stellungskrieg – der Verlauf erstreckte sich von der Nordseeküste bis an die Schweizer Grenze.

Nur ganz wenigen Eidgenossen war die Welle vaterländischen Feuers, die auch die Schweiz erfaßte, zuwider. Einer, der aus dieser Haltung heraus auch die Konsequenzen zog, war ein 27jähriger Füsilier aus dem ostschweizerischen Arbon: der Hotelierssohn Max Daetwyler. Als erster Schweizer verweigerte er bei Ausbruch des Ersten Weltkriegs den Militärdienst.¹

Am 5. August 1914 hatte das Füsilierbataillon 75 auf dem Kasernenhof in Frauenfeld zum Fahneneid anzutreten: 1263 Mann, davon 25 Offiziere. Vor der Vereidigung wurde den Wehrmännern das neue Infanteriegewehr »1911« und die Kriegsmunition – 120 scharfe Pat-

ronen – ausgegeben. Um 20 Minuten vor elf Uhr fand die Fahnenübergabe statt, 50 Minuten später stand das Regiment im inneren Kasernenhof zur Vereidigung durch den Chef des thurgauischen Militärdepartements, Regierungsrat Emil Hofmann, bereit.

In Reih und Glied mit den Kameraden war auch Max Daetwyler angetreten. Das elfte von zwölf Kindern einer angesehenen Arboner Familie arbeitete zu jener Zeit als Wirt im Restaurant Ratskeller in Bern. Die Rekrutenschule hatte er 1906 in St.Gallen absolviert und sechs Wiederholungskurse gemacht, wie sie im Schweizer Milizsystem üblich sind; er erfüllte seine Schießpflicht und nahm an mehreren Manövern teil. Die Vorgesetzten schätzten ihn als guten Soldaten, der ohne zu Murren seinen Pflichten nachkam.

Als aber an diesem 5. August auf dem Frauenfelder Kasernenhof das Kommando »Achtung steht!« über den Platz hallte, knallte Daetwyler die Absätze seiner Militärschuhe nicht zusammen. Er drückte sein Gewehr dem neben ihm stehenden Kameraden in die Hand und eilte im Laufschrift zur Kasernentreppe, auf der der Regimentskommandant, Oberst Konrad Held, und mehrere Offiziere standen. Der Truppe zugewandt rief Daetwyler mit lauter Stimme: »Ich bin gegen den Krieg! Ich werde den Eid nicht leisten!«

Was nach dieser Ungeheuerlichkeit mit ihm geschah, hält handschriftlich das Rapportbuch des Infanterieregiments 31 fest: »Der Mann wird sofort ins Arrestlokal der Kaserne abgeführt & dem Platzkommando zur Verfügung gestellt, zwecks Untersuchung auf den Geisteszustand u. ev. Stellung vor ein Kriegsgericht.« Von einem Sanitätsoffizier in blauer Uniform wurde Daetwyler einer Leibesvisitation unterzogen und eingesperrt. Dieser war, so schrieb er später, »ein dickleibiger, hochmütiger, materialistischer, von deutschen Siegen erfüllter Mensch, der gekommen war, einen überzeugten Kriegsgegner als einen Narren anzukreiden.«

Während er im Arrestlokal der Kaserne schmorte – die Epauletten waren ihm bereits von der Uniform gerissen worden –, hörte er von Ferne die Ansprache des Feldgeistlichen, in seinen Augen pure »Heuchelei«. Durch die Wände seiner Zelle drang die Stimme des Platzkommandanten: »Höret den Kriegseid!, es schwören die Offizie-

re, Unteroffiziere und Soldaten: Der Eidgenossenschaft Treue zu leisten, für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Verfassung Leib und Leben aufzuopfern, die Fahne niemals zu verlassen, die Militär-gesetze getreulich zu befolgen, den Befehlen der Obern genauen und pünktlichen Gehorsam zu leisten, strenge Mannszucht zu beobachten und alles zu tun, was die Ehre und Freiheit des Vaterlandes erfordert. Ich fordere Euch auf, die drei Schwörfinger [sic] emporzuheben und zu sprechen – »ich schwöre es.«

Es war dieser Schwur, den Daetwyler nicht leisten wollte. Fünf Jahre nach seiner Eidverweigerung schrieb er in sein Tagebuch, daß er damit gerechnet hatte, vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Auf die der Fahnenflucht gleichgestellte Dienstverweigerung hätte theoretisch ein Todesurteil folgen können, er schien sich dessen bewußt gewesen zu sein: »Ich erwartete den Tod.«

Am Abend wurde er von Oberst Held und einigen anderen Offizieren in seiner Zelle vernommen. Kopfschüttelnd und ratlos standen sie vor dem Dienstverweigerer und gaben ihm zu bedenken, daß er doch kein Sozialist sei, aus guter Familie stamme, als vorbildlicher Soldat gelte. Doch Daetwyler war durch kein Argument von seiner Überzeugung abzubringen: »Meine Herren, ich weiß, daß die Lehre Christi großartig ist, und ich erinnere mich, daß es in der Schrift heißt, du sollst nicht schwören und du sollst nicht töten. Sie verlangen von mir das Gegenteil, daß ich schwören und daß ich töten soll. Ich berufe mich auf die Lehre Christi. Sie können mit mir machen, was Sie wollen, ich nehme keine Waffe in die Hände.«

Dieser mutige Auftritt gegenüber den Männern, die über sein Schicksal entscheiden würden, fand seinen Niederschlag in der 16seitigen Schrift »Daetwyler als Dienstverweigerer«, die er nach Kriegsende in einer Auflage von 10 000 Exemplaren veröffentlichte.² Als Form wählte er ein Streitgespräch zwischen einem Oberst und Dienstverweigerer Daetwyler.

Oberst: Daetwyler, wie kommen Sie dazu, so etwas zu tun? Das ist unerhört! Sie sind ein ruiniertes Mann. Von Ihnen hätte man so etwas am wenigsten erwartet.

Daetwyler: Es ist mir selbst unangenehm, in eine solche Lage geraten zu sein. Aber ich mußte so handeln. Ich bin gegen den Krieg und will an keinem Krieg teilnehmen, der Krieg geht mich nichts an, ich kann nichts dafür, wenn mir unbekannte Regierungen einen Streit anfangen. Der Krieg hat von meinem Standpunkt aus keine Berechtigung [...] der Krieg ist eine Machenschaft, an der kein anständiger Mensch teilnimmt. [...]

Oberst: Man verlangt doch nur von Ihnen, daß Sie Ihr Vaterland verteidigen, wir wollen keinen Krieg, wir verteidigen doch nur unser Land.

Daetwyler: Ich kann nicht beurteilen, was die Regierung in Bern, in Berlin oder in Wien beabsichtigt. Ich kenne diese Männer nicht [...]. Ich bin für gewöhnlich im Privatleben bereit, Schulden, die ich gemacht habe, zu bezahlen, kann aber niemals mich dafür hergeben, Schulden anderer, die ich nicht kenne, zu bezahlen. Sie verlangen aber das Ungeheuerliche von mir, daß ich mein Leben hingebe für eine Sache, die von Männern gemacht wird, die ich nicht kenne.

Oberst: [...] Sie sind der einzige, der die Pflicht dem Vaterland gegenüber verweigert, Hunderttausende handeln als Männer und erfüllen ihre Pflicht, Sie allein tun das Gegenteil, einer gegen Hunderttausende, und glauben im Recht zu sein.

Daetwyler: Es ist möglich, daß ich nicht im Recht bin. Ich weiß nur, daß ich den Krieg für etwas Unvernünftiges halte, daß ich deshalb am Krieg nicht teilnehme [...]. Als Soldat bin ich Teil des Krieges. Keine Soldaten, kein Krieg.

In einem der folgenden Abschnitte schrieb er über die Gefühle, die ihn, den bisher unbescholtenen Bürger, in der Zelle der Frauenfelder Kaserne quälten. Kaum hinter Gittern, ahnte Daetwyler schon, daß er sich mit der Verweigerung des Fahneneids von seiner bürgerlichen Existenz verabschiedet hatte: »Für jemanden, der zum ersten Mal in ein Gefängnis kommt, ist das eine sehr bedenkliche Sache. Er fühlt instinktiv, daß er von nun an zu der Klasse von Leuten gehört, deren Leben nicht normal verlaufen wird. [...] In der Zelle von Daetwyler

wars dunkel, ebenso dunkel anfänglich in seinem Herzen. Aber es wurde bald heller und immer heller. Wie komme ich in diese dunkle Zelle, als Sträfling behandelt? Noch vor wenigen Tagen frei, geachtet, und nun? Einzig weil ich niemandem etwas Böses antun wollte. Einzig weil ich mich weigere, ein Gewehr oder ein Bajonett in die Hand zu nehmen, weil ich niemandem zürne und selbstverständlich auch niemanden töten will. Leute, die niemandem etwas zuleide getan haben, niemanden schädigen, sperrt man ein. Anno 1914. Sonderbar.«

Daß Daetwyler den Dienst verweigerte, überraschte nicht nur seine Offiziere, sondern auch seine Familie und Freunde. Bevor er nach Frauenfeld fuhr, hatte er seiner Mutter Pauline erklärt, daß jeder anständige Mann eigentlich die Pflicht habe, den Fahneid zu verweigern. Und obwohl er seinen Gang zur Truppe für die Tat eines »Feiglings« hielt, war er an diesem 5. August 1914 – zwei Tage nachdem die Deutschen ihre Westoffensive mit dem Einmarsch in Belgien begonnen hatten – eingerückt.

Kein Mensch hatte ihn davon reden hören, daß er in Frauenfeld eine Revolution plane. »Die Eidverweigerung«, schrieb er einige Jahre später, »kam ohne weiteres Besinnen. Als das Regiment auf den Kasernenplatz marschierte, um den Eid zu leisten, da war es mir wie angeworfen. Wie wenn von außen einem plötzlich etwas angeworfen wird. Mich überkam das unangenehme Gefühl, daß wir nun schwören sollten für eben das, was mir im Innersten so zuwider war. Jetzt muß es geschehen, dachte ich auf dem Kasernenplatz.«

Der Kriegausbruch hatte Daetwyler enorm aufgewühlt. Er wollte und konnte nicht glauben, daß eine solche Menschheitskatastrophe möglich war, daß sich Menschen auf »Geheiß einiger gekrönter Häupter gegenseitig umbringen« sollten. Er wollte nicht töten, sondern vielmehr »den Wettlauf gegen den Krieg« aufnehmen und »für den Frieden arbeiten«. Doch wie er das anstellen sollte, wußte er damals noch nicht.

Seine Tat auf dem Kasernenplatz hatte seinen ganzen Mut gefordert. Die Autorität der Armee war unbestritten, ihren Befehlen wurde bedingungslos Gehorsam geleistet. In der »Thurgauer Zeitung« vom 7. August 1914 ist eine Meldung nachzulesen, die die machtvolle Stel-

lung des Militärs in der Gesellschaft jener Tage verdeutlicht: »Kreuzlingen. Hier hat sich ein 21jähriger Jüngling, dem man in einfältiger Weise Angst gemacht hatte, er werde standrechtlich erschossen, weil er nicht eingerückt sei, im See ertränkt.« In der gleichen Zeitungsspalte finden sich auch die Zeilen über Daetwylers Eidverweigerung: »Der Soldat Dätwyler [sic], der bei der Beeidigung der Truppen in Frauenfeld den Eid verweigert hat, ist heute zur Beobachtung des Geisteszustandes in die Irrenanstalt nach Münsterlingen gebracht worden. Es scheint sich in der Tat um eine geistige Störung zu handeln, die aus großer Überreiztheit hervorgegangen ist. Diese Annahme drängt sich um so mehr auf, als Dätwyler bisher ein tadelloser Soldat und guter Patriot gewesen ist.«

Zwei Tage, vom 5. bis zum 6. August, saß er in einer Arrestzelle der Kaserne Frauenfeld. Dann wurde er mit einem Saurer-Fahrzeug des Militärs in die am Bodensee gelegene, thurgauische »Irrenanstalt« Münsterlingen verfrachtet. Die militärischen Instanzen sahen davon ab, Daetwyler vor ein Kriegsgericht zu stellen. Der mußte spinnen, anders konnten man sich sein skandalöses Verhalten nicht erklären; und das sollten die »Irrenärzte« nun gefälligst bestätigen. Als sich die großen Tore der Anstalt, die von hohen Mauern umgeben war und einige hundert Patienten beherbergte, hinter ihm schlossen, empfand er ein »furchtbar demütigendes Gefühl, ich war vor der Welt nur noch ein halber Mensch«.

Anstaltsdirektor Hermann Wille³ empfing den Neuankömmling nachmittags um vier Uhr in seinem Büro und nahm den Bericht eines Sanitäts-Unteroffiziers entgegen, der Daetwyler von Frauenfeld nach Münsterlingen begleitet hatte. Nach diesem ersten Zusammentreffen mit dem Direktor ging der neue Patient durch den Garten zur Abteilung, in der er untergebracht war. Er fühlte auf diesem kurzen Weg »ein wonniges Gefühl: Wieder Sonnenlicht, wieder Wiese, Blumen, frische Luft [...]. Es war für mich wie eine Verheißung – du wirst.« An einem langen Tisch im Aufenthaltsraum bekam der Kriegsdienstverweigerer eine Tasse Kaffee und ein Stück Brot. Viele »gutmütige, oft armselige Gestalten« saßen mit ihm am Tisch. »Wiederum die Freiheit sehen«, machte er sich Mut, »wirst nicht zu Grunde gehen.«